**vom Versuch, ein bisschen was vom Virus zu verstehen**

**und vom Resultat, vielleicht etwas anderes**

**wieder ein wenig besser verstanden zu haben**

Was auch immer ich zu Beginn der *Krise* an Informationen sammelte – eines schien sicher: Vieles wusste man noch nicht. Bis heute (Mitte Juli 2020) verunsichert der Mangel an Gewissheit, das Defizit an Eindeutigkeit Zigtausende. Man wünscht sich eine *klare Ansage*, Einigkeit unter den Expertinnen und Experten. Dabei übersieht man erstens oft, dass sich wissenschaftliche Erkenntnisprozesse selten so geradlinig gestalten. Zweitens verkennt man den Stellenwert der jeweiligen Standpunkte und Blickwinkel beziehungsweise die Bedeutung des Faktums, dass Forschende unterschiedlicher Disziplinen unterschiedliche Aspekte des Forschungsgegenstands fokussieren. Dass derartig vieles als „widersprüchlich“ tituliert wird, ist zum Teil einer oberflächlichen Interpretation oder Lektüre von Aussagen, Erfahrungsberichten, Studien geschuldet. Manche Präsumtionen von X und Y, die zunächst so wirken mögen, als lägen sie einander diametral gegenüber, könnten bei präziserer Begutachtung sogar als einander ergänzende Sichtweisen aufgefasst, gemeinsam fruchtbar gemacht werden. Etliche Positionen, von denen man voreilig behauptet, sie schlössen sich gegenseitig aus, gründen keineswegs auf *kontradiktorischen Ergebnissen*. (*Unterschiedliche Perspektiven* werden leider des Öfteren zu *konträren Hypothesen* verfälscht. Dabei vergröbert und simplifiziert man, verflacht ein vieldimensional vertracktes Problem. Man bekrittelt die medial teils unzureichend kontextualisiert vermittelte Präsenz von nicht deckungsgleichen Annahmen in Bezug auf Eigenschaften des Virus oder Wahrscheinlichkeiten bestimmter Ansteckungsprozesse, beanstandet mitunter divergierende Einschätzungen der Wirksamkeit oder Wichtigkeit gewisser Reglements zur Eindämmung der SARS-CoV-2-Ausbreitung.) Nicht wenige verschwörungstheoretische Grüppchen missbrauchten und missbrauchen den – in wissenschaftlichen Wissensproduktionsprozeduren nicht außergewöhnlichen – Sachverhalt differenter bis inkompatibler Charakterisierungen und Bewertungen dieser und jener Komponente des Corona-Komplexes als „Argument“ für die Überlegenheit ihrer wirren Spekulationen und paranoiden Prophezeiungen. Die Fabulanten und Kurpfuscher, die Schwindler und Quacksalber rechtfertigen die einfältige Ebene ihres Irr- und Stumpfsinns sozusagen mit den mehrschichtigen Unwegsamkeiten fundiert rationalen Denkens. In seriöseren Kreisen nannte und nennt man den Umstand fehlender Einstimmigkeit „Krise der Expertise“. Man staunt, dass nicht mal sämtliche Mediziner ins gleiche Horn blasen. Weder postulieren alle denselben Gefährlichkeitsgrad des Virus noch bewarben oder prognostizierten sie dasselbe.

Sei’s drum: Was epidemiologische Grundlagen betrifft, herrscht unter den diesbezüglichen Sachverständigen eine Art Konsens. Und letztlich kam bisher alles, was man über das Phänomen „Corona“ oder die Kennzeichen von COVID-19 in Erfahrung brachte, von jenen, die jeweils daran forschten. Prominente Philosophen[[1]](#footnote-1), allerhand Künstler und sonstige fachfremde Fachleute mochten zwar ihre großen, teils empörten, teils euphorischen Töne spucken, mit ihren dürftig an die aktuelle Misere adaptierten Konzeptionen protzen oder mit Begriffen hantieren, als wären’s Scheinwerfer oder Werkzeuge, von denen man nicht wusste, was genau sie im gegebenen Problemhorizont beleuchten, was sie in Bezug auf die Gegenwart als unbestritten heikle Realität, hinsichtlich dieser facettenreichen Dringlichkeit überhaupt herausklopfen wollten. Schlauer wurde eine wie ich dadurch nicht. Manche Eulen der Minerva wachten in anscheinend phantastischen Gefilden. Sie blendeten aus, was sie ausblenden wollten, flogen ihre altbekannten Runden und verabsäumten es, sich einzugestehen, dass ihr gewohnter Bewegungsradius sie nicht dazu prädestinierte, über Gott und die Welt zu handeln, dass ihr bisschen Ausblick schlechthin nicht ausreichte, um von anderer Äcker Parzellen angemessen Kunde geben zu können. Anders gesagt: Vom Virus oder gesundheitspolitischen Risiken und Erfordernissen während einer Pandemie hatten und haben die meisten Intellektuellen schlicht keinen Schimmer. Die systematisch und koordiniert am Stoff oder der Materie tüftelnde, laborgeübte *scientific community* ist’s, die nach *state of the art* zu mehr und mehr gesichertem Wissen gelangt. Einige ihrer Vertreterinnen und Vertreter reflektieren kontinuierlich die Bedingungen, Konflikte und Grenzen ihrer Erkenntnisfindung, demonstrieren die Genese der Anschauungen, erklären, worauf sie ihre Thesen stützen, revidieren überholte Einschätzungen, zeigen auf, welche Fortschritte und Lücken im Verständnis des Virus sowie der Symptome, Übertragungs- und Krankheitsverläufe und Spätfolgen es jeweils noch gibt. Man lernt von Woche zu Woche dazu. Daher fand und find ich’s notwendig, mich in Geduld zu üben und mich – je provisorisch – auf die vorherrschenden wissenschaftlichen Quellen zu verlassen. Mehr Transparenz der politischen Entscheidungspraktiken wäre sicherlich wünschenswert. Gern wüsste ich, wer sich aus welchen Gründen in den Beraterstäben versammelt(e) und auf welchen Berechnungen, Modellen und Untersuchungen die jeweiligen Kampagnen mit ihren zahlreichen Erlässen und Richtlinien, mit all den Einschränkungen wie Öffnungen je basier(t)en. Aber in medizinischen Belangen rund ums Virus galt und gilt für mich das Wort der Kompetenzautoritäten. Sich echauffierenden Stimmen aus meiner Umgebung widerspreche ich mit apodiktischer Unerbittlichkeit: Was solle man den Erkenntnissen der mit Corona befassten Epidemiologinnen, Infektiologinnen, Virologen und COVID-19-Patienten behandelnden Ärztinnen denn entgegensetzen? Ein Urvertrauen zum Universum? Ein überspanntes Bauchgefühl? Ein abgehobenes Geplapper? Einen Rundumschlag mit gebieterischem Gestus? Salbungsvoll ausgedrückt: Im März beschloss ich, (an jeweilige Fall-, Cluster- und Reproduktionszahlen anknüpfenden) Geboten und Verboten einstweilen Folge zu leisten, dabei nicht obrigkeitshörig zu werden, sondern möglichst immerwährend kritisch zu bleiben beziehungsweise das, was ich in Frage stellen und verstehen wollen und beobachten könne, weiterhin in Frage zu stellen, verstehen zu wollen und zu beobachten. Interessiert und mit der mir bewusst gemachten Bereitschaft, zu akzeptieren, dass der Lauf der Dinge durchs Handeln der Menschen zum einen durchaus beeinflusst, zum anderen wohl erst viel später – en gros und en détail – geprüft und evaluiert werde, in der Befürwortung der Vermutung, ja, in der Überzeugung, dass alles im Fluss sei, dass man eben nicht von vornherein hundertprozentig zu konstatieren vermöge, was wie am besten wann und wie lang zu tun und zu unterlassen wäre, hörte und höre ich in Sachen Pandemie vorwiegend denen zu, von denen ich meine, dass sie am ehesten wissen müssen, wovon sie sprechen. Und die meisten der Spezialistinnen und Spezialisten warnten und warnen vor einer Bagatellisierung von SARS-CoV-2.

Alles in allem gab’s und gibt’s für mich also keinen Grund, das Risiko, das dieses Virus im Allgemeinen und ebenso für die eigene Gesundheit (plus jene von älteren Menschen und solchen mit Vorerkrankungen im privaten Umfeld) darstellt, nicht ernst zu nehmen. Dementsprechend verhalte ich mich auch im Sommer 2020: nicht panisch, doch vorsichtig, mit Mund-Nasen-Schutz in Geschäften und (bevorzugten) Outdoor-Treffen.

**ein schneller Blick über die Schulter (vom Juli Richtung März, April)**

Auch mich bedrängte kurz vor Inkrafttreten der Quasiquarantäne ein ganz und gar bizarres Gefühl von Gefangensein als erzwungener Isolation. Doch insgesamt war ich mit den Maßnahmen einverstanden, wollte meinen Beitrag leisten, bewertete die hiesigen Ausgangs- und Lebensqualitätseinschränkungen zunächst als konsensuellen Akt von Anstand, Fairness und Loyalität. Mir gefiel die Rigorosität der Argumentation, dass man als Gesellschaft auf vulnerable Gruppen achtgeben solle. Von der scheinbaren Kompromisslosigkeit, mit der man der Solidarität zugunsten aller Menschen Priorität einräumte und Betriebsamkeit, Profit, Wirtschaftswachstum hintennach reihte, war ich positiv überrascht. Um Leben ging’s – so schwurbelte ich –, um Menschenwürde, um humanistische Ideale. (Gelegentlich klangen die Pressekonferenz-Appelle fast nach Kant, zumindest in meinen von zu vielen Virus-Podcasts strapazierten Ohren. Im März und April muss ich okkasionell rührselig wachgeträumt haben. Denn am Display erschien der Gesundheitsminister, der gütig deklamierte: *Handeln Sie so, dass Sie wollen können, dass die Maxime Ihres Handels zum generellen Gesetz werde.* Ich konnte mich diesen Direktiven besten Gewissens anschließen, hielt den Lockdown[[2]](#footnote-2) für moralisch geboten.)

Ich sagte mir Folgendes: Zum Wohl des Gemeinwohls wie zum Wohl der Mitglieder dieser Gemeinschaft gebe es Normen und Weisungen, die das Leben der Individuen und das Leben im Gesamten heftig bremsten und behinderten – Regeln, deren Umsetzung man demokratisch kontrollieren und novellieren, den je aktuellen gesundheits- und soziopolitischen Erkenntnissen als Erfordernissen anpassen müsse; Regeln, die temporäre Geltung besäßen und in ihrer Durchsetzung oder Sanktionierung behutsam zu handhaben seien, stets die Menschen in der Achtung ihrer Bedürfnisse im Blick hätten; Regeln, die dem Ziel dienten, sowohl die Existenzen von Einzelnen als auch die Allgemeinheit zu schützen. Ich fand und finde: Eine sozialistische, sogar eine anarchistische Weltauffassung verträgt sich hervorragend mit einem einer Pandemie wegen initiierten Shut- oder Lockdown – sofern man schleunigst jenen hilft, die Hilfe nötig haben; sofern man auf solche achtet, die unter derartigen Arrangements allzu sehr respektive unverhältnismäßig leiden oder die Anordnungen nicht einhalten können würden, ohne physisch oder psychisch Schaden zu nehmen; sofern man sich redlich bemüht, der sozialen Ungleichheit, die sich in Krisen zusätzlich zu verhärten pflegt, mit raschen wie langfristigen Mitteln entgegenzuwirken; sofern es wirklich darum geht, das Gesundheitswesen vorm Kollaps zu bewahren und jene von negativen „flatten-the-curve“-Begleiterscheinungen Betroffene unverzüglich zu unterstützen. Ich dachte und denke: Jetzt wär’s – wie so oft – höchste Zeit für die Einführung von tauglichen Vermögens- und Erbschaftssteuern, für den Kampf für menschenwürdige Arbeits- und Lebenskonditionen, für ein Grundeinkommen als Mindestsicherung, die diesen Namen verdient, für Lohnerhöhungen in den unterbezahlten, sogenannten systemrelevanten Jobs. Eine radikale Umverteilung von oben nach unten bräuchte es, sozialistische Maßnahmen, dem Ideal einer egalitären Gesellschaft verpflichtet.

Denn in Wirklichkeit leiden nie alle gleich. In Wirklichkeit trifft es die Bedürftigen, Mittellosen, Prekären immer am schlimmsten. In Wirklichkeit ist das ganze Regierungspathos vom Wert jedes Menschenlebens ein bestenfalls janusgesichtiges. In Wirklichkeit war von Anfang an klar, dass die ÖVP keinerlei Engagement dahingehend zeigen würde, sozial Schwache zu entlasten, die Nöte derer, die weder über eine Lobby verfügen noch medienwirksam aufbegehren, entsprechend wahr- und ernst zu nehmen. In Wirklichkeit kümmert man sich um viele Verlierer nur halbherzig oder aber gar nicht. In Wirklichkeit gefällt sich dieser altbackene Jungspund von Kanzler in der paternalistischen Rolle, seiner aufgeblasenen „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch“-Manier. Von konservativer Seite bemühte man zudem viel Kriegsmetaphorik, in aller gebotenen Pseudounschuld. Von „nationalem Schulterschluss“ war die Rede, davon, dass „wir zusammenhalten würden“. Wir: das ist mal die Menge der Staatsbürgerinnen und Staatsbürger, dann die Bevölkerung des Landes, seltener der Kontinent, in pastoralen Plädoyers sogar die Menschheit. In Wirklichkeit hielt und hält „man“ nicht zusammen. In Wirklichkeit wird dieses „Wir“ nie wirklich. Jenseits der schmalzigen Momente der metaphernreich vollzogenen Beschwörung eines „Miteinander“ bleiben die Daseinsumstände von Jacqueline aus Simmering die von Jacqueline aus Simmering und jene von der Hietzinger Herlinde eben ebendiese. Was hätte man auch erwarten sollen? Im Lockdown reisten Wohlhabendere in ihren Pkw zu ihren Landwohnsitzen. Die, die genug Zeit fanden, Entschleunigung zu suchen, schwärmten nicht ungern von Yoga vorm Backen. Andere schusselten in ihren zu kleinen Wohnungen notdürftig strukturierte Tages- und Wochenpläne entlang. Hin und her switchten sie, zwischen Job und Care Work, zwischen Home-Office, Home-Schooling, Hausarbeit. Sie strudelten sich ab und hatten Glück, wenn ihnen die Grünanlage ums Eck nicht zugesperrt wurde.

Vereinfachend lässt sich konstatieren, was sich in Krisen meistens konstatieren lässt: Die Armen werden ärmer und die Elenden flüchtig bedauert. Die, die am meisten auf Förderungen, Transferleistungen, Zuwendungen angewiesen sind, lässt man möglichst still im Stich. (Bald spielte man die üblichen gezinkten Karten und die einen Minderprivilegierten gegen die anderen Minderprivilegierten aus. Auch in Zeitungen, die sich als „linksliberale“ verstehen, häuften sich nach der ersten Sentimentalität solche Artikel, die albernen Antagonismen das Wort redeten, zum Beispiel „die Jungen“ gegen „die Alten“ in Szene setzten. Damit forcierte man Animositäten, die allen schaden, nur den Interessen der übermäßig Privilegierten nicht. Man rekonstruierte und rekonstruiert törichte Gegensätze, die seit jeher der Verschleierung der Beschaffenheit der Herrschaft der Herrschenden dienen. Stupide Entweder-Oder-Settings machten und machen die Runde: Fürchten Sie sich mehr vor der Bedrohung durchs Virus oder vor den Konsequenzen der vom Lockdown verursachten Desaster? Plädieren Sie für den rabiaten Schutz der Gesundheit oder für die Rettung von Demokratie, Freiheit und Wirtschaft? Luft zum Atmen oder doch lieber Essen und Trinken?) Aber die konkreten Kontraktionen dieses gängigen Macht- und Herrschaftskrampfes zu analysieren, würde hier zu weit führen.

**vom Tellerrand derer, für die „Kunst ein Lebensmittel“ (Rabl-Stadler) ist**

**und von der großen weiten Welt dahinter**

Was mich persönlich anbelangt, so empfand ich sowohl die anfänglichen Idylle-Lobpreisungen von selig durch stillere Gassen flanierenden, an Blumen schnuppernden Happy People als entbehrlich als auch diverse wehleidige „Corona-Tagebücher“ oder naiv ichbezogene, polemische Krisen-Statements relativ privilegierter Promi-Kunstschaffender oder Manager. Zugegeben – diese Gereiztheiten meinerseits sind ebenso einem Repertoire an Erfahrungen geschuldet, d.h. sozial (mit)konstituiert. Zum einen halte ich die Öffnung von Baumärkten für wichtiger als die Salzburger Festspiele. Zum anderen geht mir die blasierte Ignoranz mancher gutbetuchter Kulturmenschen auf die Nerven. Freilich soll man unterschiedliche Standpunkte (als mit Lebensformen/Situiertheiten verwobene) oder Probleme nicht bissig gegeneinander ausspielen. Das Leiden an Verhältnissen o.Ä. endet nicht deswegen, weil man moralisierend getadelt wird und verkündet bekommt, dass man sich bitte *nicht so anstellen* möge, da es anderen noch schlechter ergehe. Aber vielleicht macht’s dennoch hie und da Sinn (zumindest für die, die’s sich zeitlich und monetär leisten können), die Bedingtheit der eigenen Position und Perspektive zu reflektieren, den Fokus zu wechseln, Relationen zu setzen, das Areal des eigenen Blickfelds zu erweitern, mal für einen gewissen Zeitraum – einem größeren Ganzen zuliebe – von sich und dem selbstverständlichen Welt-Mittelpunkt in der eigenen Alltagssphäre *abzusehen*, um dieses diffizile *„das, was alles der Fall ist“* anschließend auch ein bisschen anders betrachten zu können.[[3]](#footnote-3)

Ich kenne Menschen, die – in anderen Ländern, auf anderen Kontinenten – so leben und wohnen (müssen), dass sie weder realistische Möglichkeiten für „physical distancing“ noch selbstverständlichen Zugang zu guter medizinischer Versorgung haben, bei denen Lockdown etc. weder „Home-Office“ noch „Kurzarbeit“ bedeutet, sondern den (durch keinerlei Unterstützungsgelder aufgefangenen) Verlust des zum Überleben der Familie notwendigen Einkommens einer ausgebeuteten Von-der-Hand-in-den-Mund-Existenz.

Da sinkt bei mir dann unweigerlich die Bereitschaft, hiesige begüterte (und psychisch nicht kranke) Leute zu bemitleiden, die ein paar Wochen Ausgangsbeschränkungen egozentrisch melodramatisieren. Und mein Verständnis für distinguierte Event-Organisatorinnen, die im Frühling nicht verstanden haben, dass man noch nicht festlegen kann beziehungsweise entscheiden will, ab wann welche Großveranstaltungen wieder stattfinden dürfen, hält sich ebenso in überschaubaren Grenzen.

In Bezug aufs Verständnis der komplexen Situation nützen (mir) keine „Kultur ist systemrelevant“-Einzeiler, sondern differenzierte Auseinandersetzungen respektive politisch (beziehungsweise an „der Welt“ (oder der Liebe/Hinwendung zu dieser)) orientierte Analysen oder sozialwissenschaftliche Beiträge, die nicht lediglich (mit welcher rhetorischen Raffinesse auch immer) persönliche Meinungen darbieten oder (egal, wie superinnovativ) allerlei private Befindlichkeiten theatralisieren, sondern ernsthaft, weitblickender und vielschichtiger, vor allem empirisch wie logisch nachvollziehbarer zu argumentieren versuchen.

Jedenfalls ist’s mit der Rede von der „Eigenverantwortung“ allein nicht getan. In einer Pandemie gibt’s kollektiven Handlungsbedarf, und dieser verlangt politische Entscheidungen, gewisse gravierende Maßnahmen, solidarisches Tun und Blicke übern jeweiligen Tellerrand. (Vor allem dann, wenn dieser Teller üblicherweise gut gefüllt ist.)

1. Im deutschsprachigen Raum waren/sind z.B. die peinlich oberflächlichen, schablonenhaften und oft sachlich völlig falschen Corona-„Ausführungen“ eines Markus Gabriel ein leidiges Beispiel dieser ärgerlichen Selbstgefälligkeit (zumeist) männlicher, medial gehätschelter „Starphilosophen“. (Und merkwürdig bleibt: In etlichen Erörterungen der von ihm heftig unterschätzten Naturwissenschafter\*innen begegnet mir so viel mehr an erkenntnistheoretischer Redlichkeit als im fluffigen Palaver dieses Inhabers eines Lehrstuhls für Erkenntnistheorie.) [↑](#footnote-ref-1)
2. Anm.: Ich verwende den (verzerrt und verzerrend in Beschlag genommenen) Terminus, obwohl ich mir der Unschärfe des faktischen Gebrauchs desselben bewusst bin. [↑](#footnote-ref-2)
3. Dass „uns“ die seltsame Realität rund ums Virus in lebensweltlicher wie demokratiepolitischer Hinsicht Ungeheuerliches zumutet, dass sie Menschen als Natur- und Vernunft-, als Sozial- und Kulturwesen mancherlei abverlangt, liegt auf der Hand. Was während der Pandemie passierte und weiterhin passiert, betrifft uns in allem, was wir sind. Dass die „Corona-Krise“ Be- und Entfremdungsprozessen Vorschub leisten und Gefühlshaushalte längerfristig durcheinanderbringen mag, lässt sich ohne Weiteres vorstellen. Weil ich nichts dergleichen erforsche, kann ich dazu nichts „Handfestes“ behaupten, bloß ins Blaue hinein spekulieren, von mir berichten. Die folgenden Sätze missverstehe man nicht im Sinne einer Klage, sondern nur als Beschreibung eines keineswegs ungewöhnlichen Unbehagens: Ich z.B. bin eine der diszipliniertesten Masken-Benützerinnen, die ich kenne. Aber ich hasse es – vor allem jetzt im Sommer. Ich hasse es, im öffentlichen Raum permanent ans Abstand-Halten zu denken, mich in den U-Bahnen, Trams, Zügen darauf zu konzentrieren, möglichst nicht neben laut redenden oder hustenden Personen, die aufs richtige MNS-Tragen pfeifen, zu sitzen. Ich hasse es, mich andauernd über irgendwelche *Individuen* zu ärgern, etlichen Passanten en passant Blödheit, Egoismus, Ahnungslosigkeit zu unterstellen. Ich hasse es, mir insgeheim zu predigen, aufpassen zu müssen, nicht grimmig oder misanthropisch zu werden. Ich hasse es, zu überlegen, wen ich wo lieber doch nicht umarme und ob ich die alte Tante nächste Woche besuchen und auf die Wange küssen darf, wenn ich nun an Veranstaltung X partizipiere oder die (äußerst umtriebigen) Freunde Y und Z treffe. Ich hasse es, nach dem Essen im Gastgarten (gegebenenfalls) nicht einfach genüsslich die Fingerkuppen ablecken zu können. Es wäre ein Glück, fidel aus (offensichtlich nicht so sauberen) Gläsern zu trinken, ohne mich zu fragen, ob ich nicht doch lieber das Bier aus der Flasche hätte süffeln sollen. Ich sehne mich danach, im „Draußen“ alle möglichen und unmöglichen Dinge zu betatschen und mir unmittelbar danach unbekümmert an die Nase zu fassen, die Augen zu reiben, über die Lippen zu streichen. Trotz einem Mindestmaß an Sommer-Leichtigkeit, die ich aktuell – Mitte Juli – verspüre (trotz alledem!), will ich eine gewisse Schwermut nicht leugnen. Die geht über die Anspannung im ständigen (teils schon einverleibten, Tag für Tag umgesetzten) Versuch hinaus, die (lästigen, letztlich sinnvollen und deswegen zu praktizierenden) Sicherheitsvorkehrungen einzuhalten. Für mich ist’s derzeit oftmals anstrengend, mich durch den öffentlichen Raum zu bewegen. Mehr noch: Meine Selbst- und Weltbeziehungen nehme ich *irgendwie* als *verstört* wahr – unbestimmt, wie’s sich entwickeln, was daraus werden wird. (Das ist zwar – einerseits – gar nicht angenehm, aber – andererseits – immens interessant.) [↑](#footnote-ref-3)